

Mitten in Braunschweig: Wo! ist! meine! Brille!

Unsere Kolumnistin Bärbel Mäkeler teilt ihr Problem mit Kurz- und Weitsichtigen

Bärbel Mäkeler

Braunschweig. Von Beryll zur Brille: Schon seit einem Dreivierteljahrtausend könnte theoretisch diese nervige Frage gestellt werden. Nicht ganz: Anfangs war es nur ein „Lesestein“, wie italienische Mönche ihre „Erfindung“ nannten. Es war eine aus Bergkristall gefertigte Linse, die des Lesens mächtige Menschen sicherlich penibel an ein und dieselbe Stelle legten. Schließlich war der Stein wertvoll und half den Gelehrten, ihr gesellschaftlich hohes Ansehen zu manifestieren. Ihren Namen hat die Brille vom Halbedelstein Beryll – dem Rohmaterial der allerersten Linsen.

Aus Beryll wurde also Brille. Aber noch lange nicht die komfortable Art, die wir heute kennen. Aus einem wurden zwei Gläser, und so entwickelte sich aus dem Monokel oder Lorgnon die heute übliche Sehhilfe. Damit musste der Leser – damals waren es wirklich meist Männer – die Sehhilfe noch in der Hand halten oder auf die Nasen klemmen. Es dauerte noch bis ins 18. Jahrhundert, bis die „Ohrenbrille“ die Last auf Nase und Ohren verteilte.

Doch zurück zum verzweifelten Hilferuf nach der Brille. Klar haben die Arme meines Mannes durch das Lesen schon einige Zentimeter an Länge gewonnen, aber sonst ist sein Sehen noch ziemlich in Ordnung. Er sieht Rehe in 900 Metern, die ich mit Brille noch nicht mal im Entferntesten wahrgenommen habe. Seine ersten beiden „richtigen“ Brillen, also die vom Optiker, hat er irgendwo im Urlaub liegen lassen oder im verkauften Auto im Handschuhfach vergessen. Daraus kann man locker schließen, dass sie für ihn noch nicht so lebensnotwendig waren.



Kurz- und Weitsichtige kennen das: der Griff zur Brille.

CHRISTIN KLOSE/DPA-TMN

Ich hingegen schleppte vor der Errungenschaft meiner ersten Optikerbrille Produkte mit zu wenig Kalorien aus der Kühltheke mit nach Hause, weil ich den zarten Aufdruck „Light“ nicht lesen konnte, oder stieg auch mal in den falschen Bus. Bis ich dann zwei Brillen besaß, die ich immer wechselte, wenn es die Situation erforderte. Fahrt zum Stadtbummel nach Hamburg mit Fernsichtbrille, Brille absetzen, ins Etui legen, bummeln, verlaufen, Stadtplan entfalten, zu kleine Schrift, Lesebrille aus der Tasche kramen, Straßennamen finden, Brille ab, um das Straßenschild zu lesen ... Ich erspare Ihnen weitere Beschreibungen des Procederes.

Bei mir war es nun Zeit für eine Brille, die ich mithilfe des Optikers meines Vertrauens jetzt von mor-

gens nach dem Aufstehen bis zum Lichtausmachen in der Nacht auf der Nase habe. Danke Gleitsichtbrille – kann ich nur empfehlen, da gehört die ewige Sucherei nach der Brille einfach der Vergangenheit an. Anders hingegen bei meinem Mann. Also, wo ist denn nun seine Brille? Eine Brille? Neeiiiiin. Zu Hoch-Zeiten waren es derer fünf. Wo ich die nicht schon überall gefunden habe: im Kartoffelbeet, in der Waschmaschine, besser gesagt in der Brusttasche seines Hemdes in der Waschmaschine, unter dem Bett oder einfach auf seinem Kopf.

Ja, er kann sich das leisten. Er kauft seine Lesebrillen beim Discounter, „da kann ich schon mal eine Brille verlegen“, meint er süffisant. Irgendwann wollte ich ihm dann einen Gefallen tun, also be-

kam er zum Geburtstag so eine Schnur, die man an die Brillenbügel knüpft und um den Hals hängt – und die wir nie im Leben tragen wollten.

Nun ja, die Schnur ist weg, zurzeit haben wir noch drei Brillen im Umlauf. „Wir“, weil ich ja auch viel mit den Brillen zu tun habe. Schließlich muss ich mir merken, wo gerade eine liegt. Bald wird es also mal wieder Zeit für neue bunte Lesebrillen vom Discounter oder doch den Gang zum Optiker, damit sich die Frage „Wo ist meine Brille?“ erübrigt.

Bärbel Mäkeler, 1957 in Stuttgart geboren, ist Autorin, Lektorin und Germanistin. Sie lebt seit 1975 in Braunschweig und widmet sich in ihrer Kolumne den besonderen Dingen des Alltags.